Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 52

Artikel: Der Sieger

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648626

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 52
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
29. Dezember
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Die Lichter.

Ein Neujahrsgedicht von Ernst Oser.

Die letzte Nacht im alten Jahr . . .
Viel Sterne kreisen, fern und klar.
Ein jeder seines Schöpfers Licht,
Ziehn sie vor Gottes Angesicht.

Hoch leuchten sie vom Himmelsdom,
Weit über Stadt und Flur und Strom.
Sie grüßen unsrer Erde Schein
Und ihre Lichter, groß und klein.

Die Straßen und die Brücken hat
Mit Licht besteckt die frohe Stadt.
Vom Uferhang zum Uferband
Das Leben jagt und gleißt in's Land.

Rings blitzen alte Gassen auf . . .
Die neue Zeit nimmt ihren Lauf,
Strahlt aus den Häusern, lockt und lacht,
Wirbt um des Jahres letzte Nacht.

Wie grell und blendend dort der Glanz
Des Lichterwurfs vom Mauerkranz!
Und lüstern schwärmt die Menge an,
Dem Freudentaumel untertan.

Nicht jedes Licht ist gleich begehrt,
Doch viele sind des Leuchtens wert,
Und spenden ihrer Flamme Schein
Warm in die letzte Nacht hinein.

Hier hält die Pflicht, dort schafft der Fleiß
Den Geist sich wach, die Hände heiß.
Der Arbeit harter Stundenschlag
Zwingt oft die Nacht bis in den Tag.

Wo aus den Fenstern, dicht verhängt,
Sich furchtsam nur die Helle drängt,
Da betteln Leiden, Gram und Not
Nur um Gesundung noch und Brot.

Hier ward ein Mensch.. Ein Lichtlein kam.
Der Schnitter dort ein andres nahm.
Dem Feuer gleich, das sich verzischt,
Das Leben aufflammt und erlischt.

Da, aus der Nächte Kampf und Sturm
Hebt strahlend sich des Münsters Turm.
Sein gotisch' Kunstwerk, schön und rein,
Perlt wie von überird'schem Schein.

Er blinkt, ein göttlicher Kanal,
Von First zu First, zum tiefsten Tal,
Und brennt aus der Vergangenheit
Entgegen einer neuen Zeit,

Die unerforscht, wie Bergesschicht,
Im Dunkel birgt manch' goldnes Licht,
Doch auch manch' fahlen, falschen Schein,
Ein Trugglanz nur, kein Edelstein.

Der Morgen naht, das junge Jahr
Bricht an und wird uns offenbar,
Und grüßt, geschmückt mit Sonnenglanz,
Der Heimatberge Silberkranz.

Wohl hat die Nächte dieser Welt
Der Menschen Licht zum Tag erhellt.
Doch Sterne sind und Sonne nur
Des Schöpfers Licht, des Himmels Spur.

So leuchte dieser ew'ge Schein
Uns tief und warm in's Herz hinein!
Es brenne in uns, hell und wahr
Ein neues Licht im neuen Jahr!

Der Sieger.

Novelle von Ernst Zahn.

Thomas Scherrer lehnte am Gartenzaun seines Bruders Franz und schaute über das in allen Farben leuchtende Blumenzeug, das darin wuchs. Im ganzen Dorf, das doch alle Häuser schmuck und farbig hielt, war nirgends solch eine Fülle von Margueriten, Rittersporn, Nelken und Rosen zu sehen, und nirgends blühten wie hier die Geranien so üppig an allen Fenstern bis hinauf unter das gewaltige Dach. Das war immer gewesen, dachte Thomas, schon von den Eltern her. Er selber hatte in der Staudenwildnis da drinnen sich einmal verborgen, als der wilde Franz ihn schlagen wollte. Jetzt, da er seit einem Jahre drüben in Edlibach auf dem Gute des Onkels Andres saß, das ihm und Franz zu Erb gefallen, kam er selten mehr hieher nach Schachen. Darum fielen ihm jetzt auch Garten und Hausfront in ihrer Blumenfestlichkeit besonders auf. Aber außer den Blumen, den Insekten, die sie umschwirrten, und den Hühnern, die rings ums Haus scharrten und pickten, schien nichts Lebendes darum und darinnen zu sein. Hatte er nicht daran gedacht? Am Sonntag-Nachmittag war doch Franz beim Kartenspiel im Wirtshaus und das Gesinde fort und — und Gundi — vielleicht daheim bei den Eltern!

Er seufzte ein wenig, halb vor Bedauern, halb vor Erleichterung. Da konnte er ja wohl wieder umkehren und, nachdem er seine Pflicht getan und gekommen war, ebensolange wieder fortbleiben wie seit Franzens Hochzeit!

Er legte die Hand auf die Zaunstecken. Immer tiefer in Gedanken sich verlierend, strich er über die spitzen Hölzer, nicht achtend, daß sie seine Schreiberhände empfindlich stachen.

War das nun wirklich schon ein Jahr her, daß er drüben in Edlibach die Gemeindeschreiberstelle und den Hof mit seinem ganzen, wohleingearbeiteten Gesinde übernommen, und daß — Franz die Gundi Stocker geheiratet hatte? Die Zeit verging. Wenn alles so leicht und schnell verginge wie sie! Es riß ihn doch mehr am Herzen, während er nun hier stand, mehr als er gemeint hatte. Ein halbes Dutzend Mal war Franz schon bei ihm drüben gewesen und hatte jedesmal gefragt: „Warum kommst denn nie herüber? Man könnte ja meinen, wir zwei Brüder hätten den größten Streit." Er hörte die Stimme, die immer laute, ein wenig weinheisere Stimme. Er hörte, wie Franz den Stuhl an den Tisch schob, nein warf, daß man meinte, er ginge in Stücke, und wie er beim Fortgehen die Tür zuschlug, daß sie nicht ins Schloß fiel, sondern an die Wand zurückschmetterte. Er meinte nichts Böses, der Franz. Nein, das war so seine Art. Er machte alles laut und heftig ab. Er packte immer und überall zu wie ein Wilderer. Die Leute hatten ordentlich Angst vor ihm. Aber sie gaben alle zu, daß er es im Leben zu etwas bringe und ein Weltskerl sei. Und doch war er, Thomas, ein Jahr lang nicht zum Bruder gekommen. Und ebenso wenig hatte ihn die junge Schwägerin, die Gundi, besucht. Nun ja, das war bei ihr vielleicht Zufall. Sie mochte viel zu tun haben im neuen Haushalt. Auch ging man ja wohl im ersten Jahre nicht gern von der Seite dessen fort, mit dem man aus Liebe zum Altar gegangen war. Natürlich aus Liebe! Anders konnte es nicht sein.

Thomas Scherrer schaute sich um. Der Kopf war ihm von Gedanken so voll und schwer, daß ihn auf einmal ein Gefühl allgemeiner Müdigkeit und die Lust sich irgendwo niederzulassen befiel. Da erblickte er drüben die Bank unter dem Mostäpfelbaum, der seine Aeste wie einen Schirm nach allen Seiten hing. Wenn doch niemand um Weges war, konnte er sich dort wohl ein wenig setzen.

Er schritt hinüber. Mit einem kleinen Seufzer nahm er Platz. Nun konnte er Haupttreppe und Tür übersehen und gewahrte, daß diese offen stand. Hm, weit konnten die Leute also nicht sein! War die Gundi doch zu Hause? Sie hatte eine geräuschlose Art. Sie hörte man nicht, wenn sie im Hause hantierte! — Der Gedanke hätte ihn beinahe wieder fortgetrieben.

Er legte aber die Arme auf die Knie und die Hände zusammen. Den Rücken gebogen, geriet er immer tiefer ins Grübeln. Einmal nahm er den Hut von dem leichtgelockten dichten blonden Haar und legte ihn neben sich. Und einmal belästigte ihn die Sonne, und er wandte das schmale Gesicht mehr in den Schatten. Ja, die Gundi! dachte er. Er sah sie noch, wie sie, die dunkeln Zöpfe in Schneckenform an den Seiten des Kopfes festgesteckt, die Mappe in den Händen in die Schule ging, das war noch gar nicht so lange her. Sie war kurz vor der Heirat erst aus dem welschen Institut zurückgekommen. Und wenn damals nicht gerade das Unglück mit ihrem Bruder gewesen wäre, der im Militärdienst gestürzt und tot ins Haus gebracht worden wäre, so hätte auch er, Thomas, sie gefragt, ob sie ihn nicht haben wolle; denn im Grunde war eigentlich er, nicht der Franz, ihr ständiger Kamerad gewesen. Ja, ja, die Zöpfe in Schneckenform! Keines der Mädchen im Dorf trug das Haar so. Das hatte ihr ein apartes Ansehen gegeben! Das und etwa ihr Hang, sich ein wenig der Mode anzupassen, im Sommer leichte weiße Blusen mit ganz kurzen Aermeln zu tragen und Sonntags manchmal sogar seidene Strümpfe und Glanzlederhalbschuhe mit hohen Absätzen. Einige, die sie nicht näher kannten, hatten die Nasen zusammengesteckt und sie eine Geckin geheißen. Aber sie war das nicht. Sie war nur vom Institut her etwas städtisch geworden und hatte Freude an schönen Dingen. Auch nicht fahrig und auf Buben aus war sie, wie einmal eine alte geifernde Jungfer behauptet hatte. Nur halt jung und ein klein wenig eitel und froh, wenn es etwas zu lachen und zu tanzen gab. Es gab nichts Zierlicheres, nichts! — Nein, ins Dorf paßte sie natürlich nicht, obgleich ihr Vater ein Landwirt war, freilich einer, der als höherer Offizier viel auswärts zu tun hatte. Und zu Franz? Paßte sie zu Franz?

Thomas Scherrer schauerte ein wenig zusammen, so hell die Sonne ihn traf. Es fror ihn leise von innen heraus. Franz und Gundi! War es nicht, als ob man ein Lamm oder ein feines, weißes Zicklein mit einem schweren, störrischen Roß zusammenspannte! Aber sie hatte ihn genommen. Weiß Gott! — Gerade in der Zeit, da er auf Edlibach dem sterbenden Onkel Andres über die letzten Stunden hinweggeholfen, gerade während der vierzehn kurzen Tage, die er abwesend gewesen, war die Verlobung zustande gekommen. Als er fortging, hatte er noch keine Ahnung gehabt! Und als er heimkam — der verunglückte Bruder war noch keine drei Wochen unter der Erde — gehörte sie dem Franz! Nun ja, sie mußte es ja wissen, warum und wieso. Sie und er waren ja mit Worten nicht einig gewesen. Daß sie sich gegenseitig manchmal die Hände gedrückt, daß sie einmal in einer Augustnacht, auf dieser selben Bank neben ihm sitzend, als von einer Alp drüben überm See das Geläute des noch weidenden Viehs merkwürdig deutlich und treulich herübergeklungen und Sternschnuppen eine nach der andern durch den Himmel gefahren waren, in völliger Selbstvergessenheit den Kopf an seine Schulter gelegt hatte, das wollte wohl nicht so viel sagen, als er damals geglaubt hatte. Und doch war ihm vieles rätselhaft, doch — —

Er sah jetzt wieder nach der Haustür. Leichtsinnig waren die Verwandten, alles so offenstehen zu lassen! Denn wirklich niemand, niemand schien daheim zu sein!

Er erhob sich, unentschlossen, ob er gehen oder warten solle. Den Hut behielt er in der Hand und schlenderte der Treppe zu. Auch von dort führte ein Weg wieder ins Feld hinaus!

Als er unter der Tür stand, lauschte er. Noch immer kein Geräusch! Nun wohl! Er hatte die väterlichen Räume lange nicht mehr gesehen. Einen Blick wollte er doch hienein tun. Wer wußte, wann er wieder her kam! Kamen die andern inzwischen heim, war es auch recht.

Er ging die Treppe hinauf und trat in den Flur. Dabei schritt er auf den Zehen, aber nicht um niemand zu stören, sondern nur im Einklang mit der großen Stille im Hause und ein wenig aus Scheu vor dem Vergangenen. Er hatte hier Sohnesrecht, so gut wie der Bruder, er hatte hier die Kinderzeit verbracht. Die Mutter war hier aus- und eingegangen, die heitere, laute, der der Franz nachschlug, und der stillere Vater. Herrgott, war das eine gute Zeit gewesen! Es war einem, als ob man in die Kirche ginge, wenn man so in die Stube der Erinnerungen eintrat!

Ein Brett des tannenen Fußbodens knarrte. Er schwankte, weil er das Geräusch unwillkürlich zu dämpfen suchte. Dann setzte er fast tastend den Weg nach der Wohnstubentür fort. Auch sie war angelehnt. Die große Helligkeit der vielen Stubenfenster fiel durch den Spalt. Mit sorglicher Hand schob er die Tür zurück. Dann stand er wie festgenagelt, den Rücken gegen den Türpfosten gelehnt. Und sein Herz stand auch still. Einen Augenblick später aber klopfte es so laut, daß er es deutlich hören konnte.

Drüben saß im alten schwarzen Lederlehnstuhl des Vaters die Gundi und schlief. Nicht verändert — noch gerade wie sie zur Sekundarschule gegangen. Herrgott, was sie noch jung war! Kaum neunzehn, wenn er recht rechnete. Und immer noch wie ein Stadtfräulein angetan! Wohl weil es Sonntag war! Die schwarzseidenen Strümpfe! Die Glanzlederschuhe! Aus der Bluse schauten die wohlgeformten Arme. Die Hände waren lässig im Schoß gefaltet. Und das dunkle Haar umgab in schönem Rahmen ihr schmales Gesicht. Dieses aber schien vielleicht ein wenig älter, fraulicher, zarter! Die Lider zuckten im Schlaf. Es fiel ihm auf, wie durchsichtig sie waren, und wie dieselbe Zartheit an den Schläfen lag. Was sollte er nun tun? Er fürchtete sich auf einmal vor ihrem Erwachen. Schon tastete er sich rückwärts. Da bannte ihn die Tatsache an die Schwelle, daß Gundi Scherrer die Augen aufschlug. Sie waren dunkelblau, so dunkel, wie man es selten sah. Ihr Blick wanderte an der Decke und durch das Zimmer.

Die Erwachende seufzte. Auf einmal erkannte sie Thomas. Sie hatte noch Mühe, Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. Sie blieb in ihrem Sessel zurückgelehnt. „Ich habe geträumt", sagte sie leise, und um ihren schmalen Mund zuckte es, als ob sie weinen wollte.

Thomas trat in die Stube. „Guten Tag, Schwägerin", sagte er.

Prosit Neujahr!
Nach einer Originalzeichnung von Hans Stubenrauch.

„Von dir geträumt", vollendete sie ihren vorigen Satz, indem sie sich aufrichtete und ihm noch immer ganz benommen die Hand bot.

Er setzte sich so, daß der große, runde Tisch zwischen ihnen stand. „Das hast du nur gemeint, weil ich auf einmal dastand", sagte er.

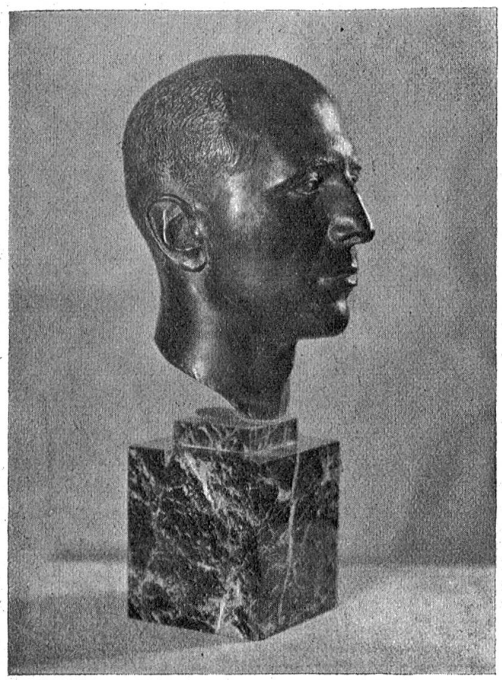
Sie strich sich mit der Hand über die Stirn und machte große Augen. Erst jetzt ermunterte sie sich.

„Wo ist Franz?" fragte Thomas.

Sie machte eine kleine Bewegung des Erschreckens. Franz war laut. Und der Lärm war ihr ein wenig leid in letzter Zeit. Auch mußte man sich in acht nehmen, was man in Franzens Anwesenheit sagte, weil er leicht aufbrauste. Dann merkte sie, daß der Genannte ja gar nicht da war. „Ah so", erwiderte sie mit beruhigtem und sich selbst verspottendem Lächeln. „Franz macht ja sein Spiel im Löwen."

Er wird aber gewiß bald kommen", fügte sie hinzu. „Und es wird ihn schon freuen, daß du einmal da bist."

Sie stand auf und ging zu einem Wandschrank. Dem entnahm sie Glas und Flasche. Es war nur natürlich, daß sie dem Gaste zu allererst etwas vorsetzte. Dann begab sie



Weihnachtsausstellung bernischer Künstler in der Kunsthalle Bern.
M. Sueter: Bildnis Prof. K.
(Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

sich in den Keller. Merkwürdig, daß er gerade gekommen war, als sie von ihm geträumt hatte! dachte sie. Und warum hatte sie von ihm geträumt? Weil sie in letzter Zeit viel an ihn hatte denken müssen! Zum Vergleich mit dem Bruder. Immer wieder zum Vergleich der weltverschiedenen beiden.

Sie kehrte in die Stube zurück und stellte den gelbgoldenen neuen Wein vor Thomas hin, einen Teller mit kleinem Hausgebäck daneben.

Thomas kam sich noch immer fremd vor. Es trieb ihn wieder fort, zum mindesten bevor Franz käme.

Aber als Gundi sich jetzt wieder auf ihren vorigen Platz niederließ und ihn einlud zu trinken, mußte er wohl oder übel zugreifen.

Sie hatte im Sichsetzen leise gestöhnt, als sei ihr das bißchen Gehen sauer geworden. Da sagte er: „Du siehst nicht so gesund aus."

Sie errötete, aber sie lachte nur kurz.

Er wagte nicht weiter zu fragen. Die Hochzeit jährte sich bald. Es konnte alles seine natürliche Ursache haben, dachte er. Dabei war ihm, als hielte eine Faust sein Herz und preßte es, als müßte Blut austropfen.

„Franz hat nicht begriffen, daß du nie gekommen bist", begann Gundi wieder.

Thomas schwieg.

„Gut, daß du nicht gehört hast, wie er geschimpft hat", fuhr sie fort. Das sollte ein Scherz sein, aber es lag etwas in ihrem Ton, als erzählte sie von erlittenen Schlägen.

„Ist er immer noch so wild?" fragte Thomas.

„Das wird wohl nicht anders. Das ist seine Art."

Ihre Blicke begegneten einander. Es dauerte nur eine Sekunde, aber das Schweigen war lang, das dazwischenfiel. Fragen und Antworten fielen hin und her. Warum hast ihn denn genommen? — Das ist etwas, was man nicht erklären kann. — Bereust es jetzt? — Das kann man noch weniger sagen.

Thomas sah in den Tisch und trank Wein, obwohl er keinen Durst hatte.

Da begann Gundi wieder, getrieben von der unwillkürlichen Eingebung, ihren Mann verteidigen zu müssen. „Hast gehört, daß Franz schon Hauptmann geworden ist?" fragte sie.

Ja, erwiderte Thomas, er habe es gehört. Das sei, was dem Bruder liege. Kommandieren und Soldaten drillen!

„Er schafft auch auf dem Land für zwei. Der Peter, der Vorknecht sagt, so habe er noch keinen arbeiten gesehen."

„Wohl, wohl", gab Thomas zu.

Und wieder verstummten sie darnach.

Diesmal wollte die Pause erst recht kein Ende nehmen. Thomas war, der Hals wie zugeschnürt, aber er aß und trank, als könne er nicht genug bekommen. Und er dachte, daß die Gundi eine mächtige Meinung von ihrem Mann habe. — — Plötzlich hörte er ein Schluchzen. Er sah auf. Das Blut drängte ihm zu Häupten.

Die Gundi wischte sich die Augen; aber die Tränen waren rascher als die Finger, die sie ausdrücken wollten. Sie wußte eigentlich nicht recht, warum sie weinte. Es hing vielleicht nur mit ihren Nerven zusammen.

„Was hast?" fragte Thomas außer Atem.

Sie schüttelte den Kopf.

Da stand auf einmal die Vergangenheit in ihm auf, und alle die Unbegreiflichkeiten wurden wieder lebendig, die damals die Verlobung der Gundi mit seinem Bruder ihm zum Raten gelassen hatte. Er hatte keinerlei Groll oder Hoffnung oder befriedigte Eitelkeit in sich. Er war ganz ruhig, nur nicht lustig war ihm zumut. „Warum hast ihn genommen?" fragte er.

Etwas Merkwürdiges zog sie, daß sie sich nebeneinander setzten, wie früher etwa einmal, nah wie zwei ganz gute Freunde. Aber sie blieben jedes auf seinem Platz.

„Du hast mich ja nicht gewollt", antwortete die junge Frau.

„Jesus Maria!"

„Du hast nichts gesagt", bestätigte sie still.

„Ich habe nichts sagen können", entgegnete er.

„Warum?"

„Du warst gerade erst heimgekommen. Und ich mußte nach Edlibach hinüber zum Onkel, und da traf doch deinen Bruder, den Lorenz, das Unglück. Ein Toter und ein Sterbender in der Familie! Das war doch keine Zeit zum Reden."

Die Gundi hing den Kopf. Kaum merklich nickte sie. Das war alles so, wie er es sagte. Wie hatte sie es nur vergessen können?

Nach einer Weile murmelte sie: „Aber der Franz hat gesprochen."

„Ich wußte nicht, daß er auch Absichten hatte. Ich hatte euch wenig beisammen gesehen."

„Er kam meistens nachts."

Thomas verzog schmerzlich den Mund. Er war wohl ein blöder Hofmacher gewesen, dachte er. Er hatte nachts nicht oft bei dem Mädchen stehen wollen, das er zu heiraten gedachte, ihres Rufes wegen nicht.

„Er hat mächtig gedrängt", gestand Gundi weiter.

„Und du hast nicht gewußt, welchen von uns?" Sein Ton war bitter.

„Ich habe es gewußt und nicht."

„Ich verstehe das nicht."

„Ich kann es dir nicht erklären."

Die Gundi wand sich auf ihrem Stuhl. Es lief flüchtig wie ein verlegenes Rot über ihr Gesicht, und ihre Lippen zitterten. „Man kann das nicht sagen", suchte sie weiter darzutun. „Es ist in einem, daß man muß, ob man will oder nicht."

Thomas sah sie an. Halb begriff er sie, halb erschien sie ihm in einem fremden Licht, daß er fast Mitleid mit ihr haben mußte. War das möglich, daß einen irgendetwas einem andern in die Arme trieb, wenn man den einen gern hatte?

„Also Franz hat dich gefragt?" forschte er weiter.

„Am Tage nach dem Unglück mit Lorenz."

„Als dein Bruder tot in eurer Stube lag?"

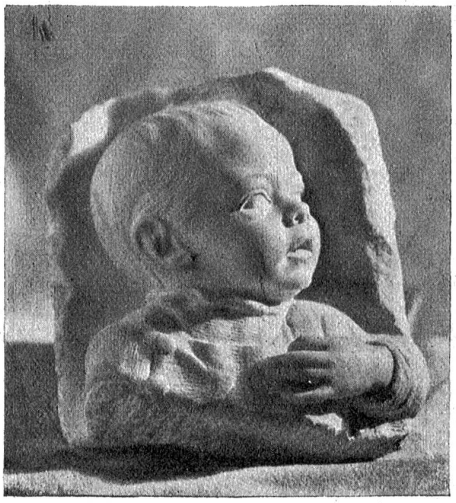
„Als der Lorenz tot in unserer Stube lag."

Er biß sich auf die Lippen und schwieg.

Die Gundi sah auf. Das Ungehörige jenes Vorgangs kam ihr erst jetzt recht zum Bewußtsein. Dann erhob sie sich wieder. Es war ihr, als müßte sie dem andern Abbitte leisten. Er hatte gewußt, was sich gehörte! Sie hatte ihn immer als den bessern von beiden Brüdern geachtet. Und sie — sie begriff sich selbst weniger als je.

„Und doch bist nicht glücklich?" fragte Thomas.

„Ich habe ihn doch gern", wehrte sie sich. Das, was sie dem Franz in die Arme getrieben, war noch lebendig.

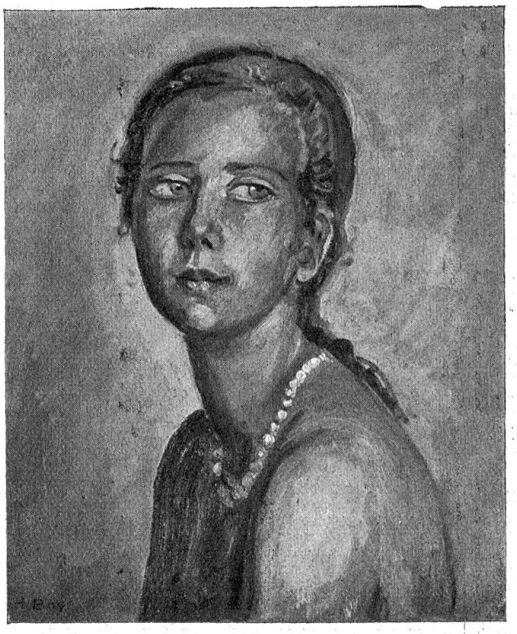


Weihnachtsausstellung bernischer Künstler in der Kunsthalle Bern.
E. Perincioli: Meine Enkelin.
(Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

Er war ein starker Mann, einer, der einem mächtig viel Liebe zeigte, wenn er aufgelegt war. „Vielleicht habe ich auch ein Kind", setzte sie mit schamhaftem Erröten und kaum hörbar hinzu.

Auch Thomas stand auf. Wer konnte das verstehen? dachte er. Aber es litt ihn nicht länger. Wozu einander quälen! Es war alles wie es war!

„Jetzt muß Franz jeden Augenblick kommen", sagte Gundi auf die Uhr sehend.



Weihnachtsausstellung bernischer Künstler in der Kunsthalle Bern.
H. Bay: Mädchenbildnis.
(Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

Da scholl auch schon ein lauter Schritt auf der Haustreppe.

Thomas blickte sich um, als suche er nach einem Notausgang. Aber dann verharrte er, die Stirn ein wenig faltend, ein wenig feindselig im Gemüt.

Die Gundi öffnete die Stubentür. Sie fühlte sich müde. Sie war auch nicht sicher, ob ihr Mann sie nicht wieder schelten würde; denn er hatte ihr verboten gehabt, wieder allein zu Hause zu hocken, wie er sagte. Und der laute Schritt schon ging ihr auf die Nerven. Auch die laute Stimme würde jetzt gleich zu hören sein. Es wehrte sich etwas in ihr gegen das Gewaltsame dieses Lärms. Und doch duckte sie sich davor und empfing Franz Scherrer mit etwas wie Unterwürfigkeit.

„Ja, der Teufel", rief er vom Flur her, „bist jetzt doch nicht zu deinen Alten gegangen?"

„Wir haben Besuch", erwiderte sie still.

Im Eintreten sah Franz den Bruder vor dem Fenster stehen.

„Hollah, jetzt geht die Welt unter", polterte er und fügte hinzu: „Ist das menschenmöglich, daß du einmal den Weg zu uns gefunden hast?"

„Es scheint so", gab der andere zurück. Er lächelte. Er suchte gute Miene zu machen.

„Bring noch Wein", befahl Franz der Frau, mit einem Blick auf die halbleere Flasche, die auf dem Tisch stand. Gleichzeitig gab er Thomas die Hand, die wie eine Bäckerkelle so breit war, und schob ihn selbst auf seinen vorigen Sitz zurück. Für sich zog er mit dem schweren Fuß eine Stabelle heran, und als er sich niedersetzte, krachte sie unter

dem Klotz von einem Mann. Er hatte im übrigen ein hübsches, etwas aufgeblasenes Gesicht mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart und krauses, schwarzes Haar. „Einen Schick habe ich heute gemacht", erzählte er, indem er die Arme breit auf die Tischplatte warf. In seinen braunen Augen lag ein halb listiges, halb zorniges Licht verborgen. Es hatte ihn irgendwie verdrossen, den Thomas ganz unvermutet in der Stube zu finden. Trotzdem er ihn selber so oft geheißen hatte herzukommen! Ein kleiner Stachel war ihm ins Herz gedrungen beim Eintritt, als hätte der Thomas nicht gerade zuerst an die Gundi geraten sollen. Es war ihm wohl bekannt, daß auch der Bruder auf seine jetzige Frau Absichten gehabt. Er hatte sich auch längst gesagt, daß Enttäuschung der Grund für dessen langes Fernbleiben gewesen. Er prahlte gern vor sich selber, wie gut er das gemacht, indem er die Gundi ihm vor der Nase weggeschnappt. Dabei hatte er nicht die Empfindung, daß er dem andern ein Unrecht oder gar einen Schmerz angetan, so tief grub er mit seinen Gedanken nicht. Ihm war zumut, wie einem Schwinger, der eben mit überlegener Kraft seinen Gegner auf den Rücken gelegt. Aber jetzt war er doch nicht frei von Eifersucht. Er fuhr jedoch fort, von dem zu erzählen, was er einen Schick nannte. Er hatte einem Bauern, der sich in schlechten Vermögensverhältnissen befand, und der morgen mit seinem vielfach preisgekrönten Stier zum Markt gewollt hatte, diesen während des Kartenspiels im „Löwen" abgehandelt. Thomas kannte das Tier. Es besaß eine gewisse Berühmtheit in der Umgegend, und eine landwirtschaftliche Genossenschaft hatte schon lange ein Auge auf den Zuchtbullen. „Hahaha", lachte Franz, „die vom Verein haben jetzt das Nachsehen. Man muß halt fest zupacken, wenn man zu etwas kommen will."

„Es wäre der Allgemeinheit zu gönnen gewesen, den kleinen Landwirten besonders, daß sie den Stier billig bekommen hätten", warf Thomas ein. Dabei dachte er, daß der Bruder freilich zuzupacken verstehe. Schon einmal hatte er das bewiesen! Das Gewaltsame in seiner Art stieß ihn ab, wie es die Gundi einschüchterte.

Franz stützte den Ellbogen auf den Tisch und machte mit der Faust eine Gebärde, als erprobe er, sie öffnend und wieder schließend, die Kraft seiner Finger. „Wer zuerst kommt, führt die Braut heim!" lachte er, ohne zu überlegen, daß dieses landläufige Sprichwort jetzt zwischen ihm und dem Bruder besondere Bedeutung hatte. Erst, als es heraus war, fiel ihm der Doppelsinn auf. Und nun fühlte er sich erst recht belustigt und fügte hinzu: „Das wirst ja wissen, Thomas."

Die Gundi war längst mit dem neuen Wein zurückgekommen und hatte sich wieder zu den beiden an den Tisch gesetzt. Sie machte sich klein und verhielt sich still. Heimlich verglich sie wieder die Brüder miteinander. Ihres Mannes Stimme hallte ihr in den Ohren und, als er seine Faust ballte, rückte sie unwillkürlich ein wenig hinweg, sie kannte deren Griff. Im Scherz schon machte sie einem blaue Flekken. Aber ihre Gedanken bohrten unterdessen wieder ins Vergangene zurück. Also das war der Grund gewesen damals, daß Thomas geschwiegen hatte? Der Tod des Lorenz und das Sterben des alten Mannes drüben in Edlibach! Sie verstand das erst jetzt. Glück sollte nicht aus Unglück aufwachsen! Das war schon recht gedacht gewesen! Das — so viel Rücksicht hatte Franz freilich nicht genommen. Und da saß nun der blonde Schwager, klein und schmächtig, nur wie ein Schneiderlein neben einem Kriegsmann, und doch war es, als ob die Stube durch ihn sonntäglicher würde!

„Ja, ja, das Sprichwort ist gut", antwortete Thomas jetzt mit einem abermaligen Lächeln auf den Anhieb des Bruders und trommelte sinnend ein wenig auf dem Tisch. Aber, gerade seine den Stich gleichsam übersehende Art entwaffnete jenen.

Franz erhob das gefüllte Glas und stieß mit ihm an. „Nichts für ungut", sagte er, noch immer vergnügt und saß fester auf dem hohen Stuhl seines Triumphes. —

„Weißt auch schon das Neueste?" fragte er dann den Bruder.

„Das wäre?" fragte Thomas.

„Daß wir einen Buben bekommen."

Die Gundi errötete tiefer, als da sie Thomas das gleiche Geständnis gemacht.

„Ich wünsche dir Glück", sagte dieser.

„Einen Buben", wiederholte Franz lauter. „Ich wollte es der Gundi nicht raten, daß sie mir mit einem Mädchen käme."

Auch das war lange nicht so böse gemeint, wie es klang, aber es brach aus diesem Menschen alles so heraus wie Steinschlag von einem Berg.

Thomas konnte es nicht mehr mit anhören. Er sah auch die Gundi von dem Gepolter wie zermürbt und dem Weinen näher als dem Lachen. Er sah nach der Uhr. „Ich muß heim", sagte er.

„Warum nicht gar", widerstritt Franz, „wir haben ja kaum angefangen zu reden."

„Ich habe lange gewartet", entschuldigte sich Thomas.

„Hättest du berichtet, wäre ich auch früher dagewesen", wandte Franz verstimmt ein.

Der andere schwieg.

Franzens Laune verschlechterte sich. Was brauchte der Thomas jetzt schon wieder fortzulaufen! Was machte er überhaupt für ein Gesicht, als ob er, Franz, ihm etwas schuldig wäre!

„Ich halte niemand, wenn er absolut fort will", murrte er.

„Ich werde ein andermal wiederkommen", sagte Thomas ruhig.

Da tat die Gundi, die auch aufgestanden war, einen Schritt gegen ihn. „Ja, komm", bat sie. Es flog ihr so über die Lippen, sie wußte nicht wie. Sie hatte den andern irgendwie nötig, und es war ihr schrecklich, zu denken, daß er nicht wiederkäme. Und dennoch war das immer noch in ihr, was sie zu ihrem Manne gezogen hatte. Sie hatte nur auch vor dieser Empfindung eine unbewußte Angst, als gereiche sie ihr nicht zur Ehre. Aber aus des Thomas Gesicht schaute sie eine ferne, schöne Vergangenheit oder bessere Zukunft an.

Thomas fühlte sich unsicher. Nicht ihre Bitte, aber der Ton ihrer Stimme drang ihm ins Innerste. Er hätte ihr nun gern versprochen, daß er wiederkommen würde, aber eigentlich hatte er schon das Gegenteil beschlossen und wußte, daß er den Besuch nicht bald wiederholen werde.

Franz stand zwischen ihnen. Er fühlte sich merkwürdig unsicher. Es war, als redeten die andern beiden Dingen mit-

einander, die er nicht verstehen konnte. Es war, als wäre die Gundi viel weniger sein als vorher. Er schaute von einem zum andern. „Was zum Teufel habt ihr, ihr zwei?" fragte er, Beklemmung unter Zorn verbergend.

„Was sollten wir haben?" fragte Thomas dagegen. Die Erregtheit des Bruders steigerte seine Gelassenheit. Er trat zu Gundi und reichte ihr die Hand. „Laß dir's gut gehen", wünschte er. „Du hast deine Mutter in der Nähe, wenn etwa schwere Wochen kommen sollten."

Er sprach das ganz harmlos, wie man eben etwas Alltägliches so hinspricht. Die tiefere Bedeutung der Worte war ihm selbst kaum bewußt. „Komm' auch wieder einmal nach Edlibach", lud er den Franz ein und fügte hinzu: „Besten Dank auch für den Wein."

Damit verließ er die Stube. Die andern beiden folgten ihm, die Gundi wie nachgezogen, halb gewillt, ihn zu bitten, daß er nicht so eile, halb versucht, ihn noch weiter zu begleiten, Franz nur aus unwillkürlicher Höflichkeit. Dieser blieb unter der Tür stehen, während die junge Frau sich auf das Geländer der Hausvortreppe stützte und Thomas sich, schon auf dem Wege, grüßend noch einmal umwandte.

Dann bog der Gast um die Ecke in die Wiesen hinaus.

Gundi aber bemeisterte sich nicht länger. Sie schluchzte plötzlich. Es war ihr, als ginge alles Gute von ihr fort.

„Was für ein blödes Getue!" murrte Franz. Aber er hatte nicht das Herz aufzubegehren. Er ging mit scharrenden Schritten in die Stube zurück und trank sein Glas leer, mit etwas wie Angst hinhorchend, wie Gundi sich in die Schlafkammer begab, um allein zu sein. —

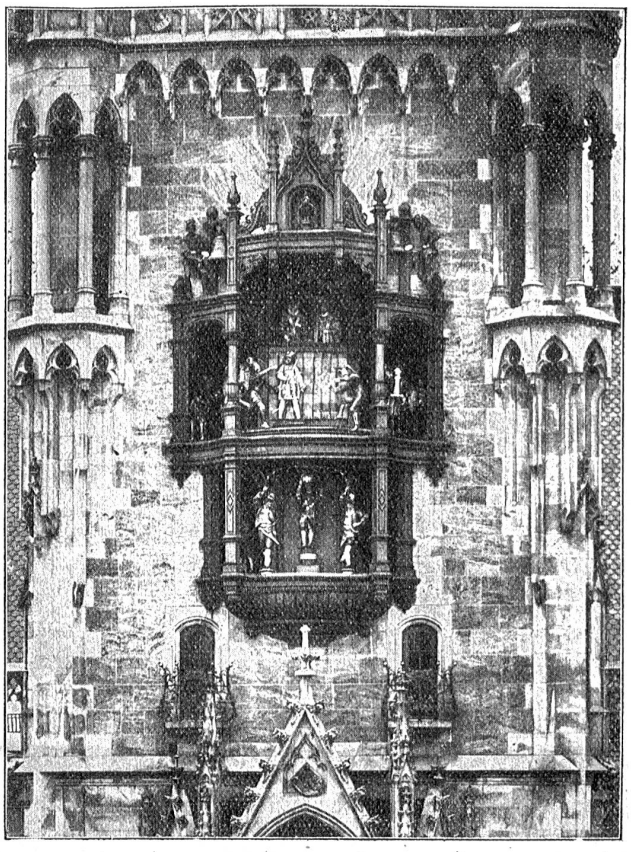
Thomas schritt seines Weges. Dieser führte über eine schöne, aber wenig begangene Waldstraße. Die Sonne war auch hier, aber sie brannte nicht. Reglos standen zu beiden Seiten die hohen Tannen. Ihr Duft lag im kaum spürbaren Winde. Nach einer Weile nahm er den Hut vom Kopf. Die anfängliche Dumpfheit und Unklarheit der Gedanken wich von ihm. Das war seltsam gewesen mit der Gundi, dachte er. Als hätte sie Geschehenes ungeschehen machen mögen! Das war gewesen, als habe er mehr Recht als der Bruder. Aber — was half es? Franz liebte sie nach seiner Weise. Und — das Kind würde kommen. Vielleicht blieb es nicht das einzige! Dann hatte die Gundi ihre Pflichten. Die würden nicht leicht sein, und sie war nicht für Lasten gemacht und nicht für Lärm. Aber irgendwie würde sie sich finden! Die seidenen Strümpfe, die feinen Schuhe, die Zierlichkeit und das schmale, schöne Gesicht — eines Tages würde das nicht mehr sein. Sie gewöhnte sich wohl an den Franz, wie das Tier sich an den Stall gewöhnt. Das war so der Gang der Welt. Man konnte es nicht ändern. Vielleicht — schaute sie noch manchmal nach ihm, Thomas, aus, wünschte, daß er käme. Und er würde nicht nach Schachen gehen, die andern nicht nach Edlibach kommen. Die Jahre aber würden verrinnen.

Der Kopf sank dem Thomas Scherrer tiefer. Sein Schritt war langsam und strebte nicht nach dem Ziel. Aber die Sonne stand hoch am Himmel. Der Wind tat einen weiteren Atemzug und bewegte ein paar dunkle Nadelkronen.

Die Jahre aber würden verrinnen, dachte Thomas, der Sieger. Sie würden vergehen. Und die raschere Faust behielt Recht in der Welt. Wer zuerst kam, führte die Braut heim! —

Glockenspiele.

Die Schweiz kann sich nicht etwa wie Holland und Belgien rühmen, im Besitze vieler Glockenspiele zu sein. Wer einmal in dem kleinen Städtchen Greyerz weilte,



Das Spielwerk am Turm des Münchner Rathauses.

konnte vielleicht das dortige Glockenspiel anhören, das einen wunderbar mittelalterlich anmutet, wie der Ort selbst, der mit seinen alten, grauen Mauern und Zinnen und vielen Türmen und Toren wie eine Festung aus dem 14. Jahrhundert ausschaut. Das Glockenspiel läutet in verschiedenen Absätzen eine choralartige Melodie in langgezogenen Tönen, die einen merkwürdig feierlich zu stimmen vermögen: ein solchermaßen gespielter Choral hat noch mehr Gewalt als einer, der von einer Orgel in einem geräumigen Dome gespielt wird.

Im frühen Mittelalter besaß man nur Glocken, die vereinzelt in Kirchen und Kapellen gebraucht wurden, um die Gläubigen zusammen zu rufen. Der Sage nach sollen sie die Erfindung des Bischofs Pontius Meropius Paulinus aus Nola in der Campagnia sein. Der geistliche Herr sei einmal durch einen Wald gelustwandelt, in Gedanken versunken, und da habe ihn ein metallenblau blühender Busch von Glockenblumen aus seinem Sinnen herausgerissen. Er sei dann hingegangen und habe nach dem Blütenmuster die ersten Glocken gießen lassen, die man ihrem Ursprunge nach als „Nola" oder „Campana" bezeichnete. Doch spricht schon Plutarch von Glöckchen, die man 100 Jahre vor Christus im Orient auf den Fischmärkten dazu benutzte, um die Käufer anzulocken. Die Chinesen sollen noch viel früher Glocken besessen haben und ihre eigentlichen Erfinder sein, das älteste erhaltene Stück datiert aus dem Jahre 2634 vor Christus. Es ist jedoch durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Glocken mehr als einmal erfunden worden sind, und daß die schöne Sage von dem Bischof Paulinus (406 n. Chr.) nicht nur eine Dichtung bedeutet.